

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 19.

Berlin, Dienstag den 13. Februar

1844.

Frankreich.

Lucilio Vanini und der Atheismus.

Von Victor Cousin.

Das sechzehnte Jahrhundert ist ein Jahrhundert der Revolutionen; es sagt sich vom Mittelalter los und zieht aus, das gelobte Land der neueren Zeiten zu suchen; es gelangt nicht in dasselbe und erschöpft seine Kraft in der Begründung einer Welt, die es selbst nicht kennt und deren Beginn es leugnet. Das siebzehnte hat nichts mehr mit dem Mittelalter gemein; doch je weiter es sich von demselben entfernt, um so entschiedener verläßt es auch die Bahnen des vorhergehenden Jahrhunderts. Es verschwendet seine Kräfte nicht mehr, indem es abenteuerlich die verschiedenartigsten Versuche macht, um seine eigene Bestimmung zu entdecken; sondern es kennt sein Ziel und strebt ihm mit geordneter Thätigkeit zu. Die scholastische Philosophie, welche im dreizehnten Jahrhundert ihren Gipfelpunkt erreichte, ist zu Anfang des sechzehnten abgestorben, doch die Philosophie der neueren Zeit beginnt erst 1637; dazwischen liegt eine Philosophie, welche man die der Wiedergeburt nennen könnte. Ihr Charakter ist völlig negativ; sie verwirft den Scholastizismus, sie wendet sich wieder an das Alterthum, doch nicht, um dasselbe zu erheben, sondern um es als Grundlage zu eigenen Bauten zu benutzen. In Florenz übersetzt man den Plato und die Alexandriner; man gründet eine Akademie, in der viel Enthusiasmus, doch wenig Kritik herrscht, und in der man, wie einst zu Alexandrien, Zoroaster, Orpheus, Plato, Plotin und Proklus, den Idealismus und Mystizismus, wenig Wahrheit und viel Thorheit unter einander mischt. Hier nimmt man die epikurische, dort die stoische und selbst die pyrrhonische Philosophie wieder auf. Gegen Aristoteles zwar kämpft man fast allgemein, doch nur gegen den Aristoteles Albert's des Großen und des heiligen Thomas, den man mit dem Christenthum verschmolzen hatte; dagegen sucht man hin und wieder auf den wirklichen Aristoteles zurückzugehen, und in Bologna greift man durch ihn das Christenthum an. Diese Zeit der Wiedergeburt zeigt uns keinen Denker, welcher sich mit den großen Philosophen des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit vergleichen könnte; sie hat kein Werk erzeugt, das einen bleibenden wissenschaftlichen Werth hätte; doch der revolutionaire Geist, welcher die Denker dieses Jahrhunderts beherrscht, ist an sich selbst von der größten Wichtigkeit, weil er die alte Knechtschaft durchbrochen und der modernen Philosophie den Weg gebahnt hat. Descartes und Leibniz sprechen von der Philosophie des sechzehnten Jahrhunderts sehr verächtlich, weil sie bei ihrem tiefen, gemessenen Ernst nicht mit jenen ungestümen Glückrittern des Gedankens verwechselt seyn wollen; doch sie vergessen dabei, daß sie ohne diese Vorgänger ihre eigene Mission kaum so vollständig erfüllt hätten. Die Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts haben nicht sowohl durch ihre Schriften, als durch ihre Tendenz überhaupt, durch ihr Leben und ihren Tod die Philosophie gefördert. Die bemerkenswertheften aus der Zwischenzeit von Gerson bis Descartes sind Petrus Ramus, Giordano Bruno, Thomas Campanella und Lucilio Vanini.

Petrus Ramus oder Pierre de la Ramée war der Sohn eines Köhlers; er diente im Collège zu Navarra und wurde auf seine Bitten von den Professoren aus Mitleid zu den Vorlesungen zugelassen; später wurde er selbst Professor, wurde entsetzt und wieder zurückberufen, von seinen Feinden unermüdlich verfolgt und zuletzt in der Bartholomäus-Nacht als Protestant und als Platoniker ermordet. Sein Gegner, der Katholik und Peripatetiker Carpentarius, sandte nach Thuar's ausdrücklichem Zeugnisse die Mörder nach ihm aus; sie rissen ihn aus seinem Zimmer, stürzten ihn, nachdem sie sein Geld genommen hatten, mit mehreren Wunden zum Fenster hinab auf die Straße; hier rissen Schüler auf den Antrieb ihrer rachedurstigen Lehrer ihm die Eingeweide aus dem Leibe, peitschten den Leichnam, um Ramus noch im Tode zu schänden, mit Ruthen und schleiften ihn durch die Straßen. Dies war das Schicksal eines Mannes, der zwar nicht eine hohe Originalität, doch ausgezeichnete Kenntnisse und eine sehr edle Gesinnung hatte; der die sokratische Weisheit bei uns einführte und der Erste war, welcher in französischer Sprache eine Abhandlung über Dialektik schrieb.

Giordano Bruno hielt sich an Pythagoras und Plato, und vorzüglich an den Pythagoras und Plato der Alexandriner. Gleichsam berauscht von dem Gedanken der All-Einheit, erhebt er sich zu den kühnsten Speculationen, ohne durch eine Analyse zu ihnen geführt zu seyn und ohne sie durch Gründe auch nur stützen zu können. Er fährt auf nicht hinreichend geprüften Prinzipien ein schwankendes Gebäude auf, geht von Plato auf die Eleaten zurück, antizipirt

Spinoza und giebt gewissermaßen schon als Dichter, was Spinoza als Mathematiker durchgeführt hat. Er hat das Verdienst, schon vor Galilei auf Copernikus hingewiesen zu haben; seine Schriften sind, obwohl oft phantastisch, doch stets genial, und die Gründe seines schrecklichen Todes sind nie genau bekannt geworden. Machte man es ihm zum Verbrechen, daß er, noch ziemlich jung, aus dem Dominikaner-Kloster geflohen, in das er aufgenommen war? Wurde er als Protestant so streng gerichtet, oder als Verfasser der kleinen Schrift „la bestia trionfante“, in welcher er das Papstthum direkt anzugreifen schien? Oder wurde er nur allgemein des Atheismus angeklagt, da die jetzt so geläufige Beschuldigung des Pantheismus damals noch nicht erfunden war? Diese letztere Vermuthung scheint gegenwärtig so gut wie erwiesen. Ein deutscher Gelehrter und eifriger Anhänger des Papstthums nämlich, der sich in jenen Tagen zu Rom aufhielt, machte sich eine Freude daraus, dem Prozeß und der Verbrennung Bruno's beizuwohnen, und er erzählt, was er hierbei gehört und gesehen, einem seiner protestantischen Landsleute in einem Briefe, den wir hier im Auszuge mittheilen, da er wenig bekannt ist.

Caspar Scioppius an seinen Freund Conradus Rittershusius.

„Es bietet sich mir eine neue Gelegenheit, an Dich zu schreiben. Heute ist Giordano Bruno als Keger hier vor dem Theater des Pompejus öffentlich verbrannt worden. Wenn Du es mit angesehen hättest, so würden die umstehenden Italiäner Dir gesagt haben, er werde als Lutheraner verbrannt, und dies würde Dich ohne Zweifel in der Vorstellung, welche Du von unserer Grausamkeit hast, bestärkt haben; doch unsere Italiäner können die verschiedenen Gattungen der Ketzerei nicht unterscheiden; wer nicht päpstlich gesinnt ist, der heißt ihnen ein Lutheraner, und ich bitte Gott, daß sie mit den Meinungen der Keger nie so genau bekannt werden mögen, um sie richtiger zu beurtheilen. Ich selbst würde vielleicht dem allgemeinen Gerüchte geglaubt haben, daß Bruno als ein Opfer des Protestantismus sterbe, wenn ich nicht in der Sitzung zugegen gewesen wäre, in welcher sein Todesurtheil ausgesprochen wurde, und wenn ich nicht dadurch die Art seiner Ketzerei kennen gelernt hätte. . . (Hier folgt eine Uebersicht der Erlebnisse und Lehren Bruno's.) Es ist unmöglich, all' die furchtbaren Ansichten zusammenzustellen, welche er theils in seinen Schriften niedergelegt, theils in seinen Vorlesungen öffentlich ausgesprochen hat. Mit einem Worte, es giebt keinen Irrthum der heidnischen, keine Ketzerei der älteren christlichen Philosophen, die wir nicht bei ihm wiederfinden. — In Venedig fiel er in die Hände der Inquisition, und nachdem man ihn dort ziemlich lange aufgehalten hatte, wurde er nach Rom gesandt, zu wiederholten Malen vor dem Inquisitionsgerichte verhört und von den angesehensten Theologen seines Verbrechens überführt. Man gab ihm vierzig Tage Bedenkzeit, ob er seine Ketzerei abschwören wolle; anfänglich stellte er sich hierzu geneigt, doch zuletzt verteidigte er seine Thorheiten von neuem, forderte noch einmal vierzig Tage Aufschub und trieb mit dem Papst und der Inquisition sein Spiel. Am 9. Februar wurde er daher vor den Groß-Inquisitor geführt, und in Gegenwart dreier Kardinäle der Inquisition, welche durch ihr Alter, durch ihre Kenntniß des Rechts und der Theologie und ihre Vertrautheit mit dem Geschäftsgange die angesehensten sind, so wie in Gegenwart des theologischen Rathes, der weltlichen Richter und des Gouverneurs der Stadt, mußte er knieend sein Urtheil anhören. Man legte in demselben sein Leben, seine Studien und seine Ansichten dar; man hob den Eifer hervor, mit welchem die Inquisition ihn zu bekehren gesucht hatte, so wie die Hartnäckigkeit, mit welcher er aller christlichen Liebe seiner Richter entgegengetreten war. Darauf wurde er exkommuniziert und der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben, welche man jedoch hat, ihn mild zu strafen und kein Blut zu vergießen. Bruno erwiderte hierauf nichts als die Worte: „Das Urtheil, welches ihr gegen mich ausspricht, beunruhigt euch in diesem Augenblicke vielleicht mehr als mich.“ Die Wache des Gouverneurs führte ihn in das Gefängniß zurück, und man versuchte nochmals, ihn zur Abschwörung seiner Irrthümer zu bewegen. Da dies vergeblich war, hat man ihn heute dem Scheiterhaufen übergeben. Als man ihm das Bild des gekreuzigten Erlösers zeigte, stieß er es mit Abscheu und Wuth von sich. So, mein Geliebter, verfährt man bei uns mit Menschen oder vielmehr mit Ungeheuern dieser Art. — Rom, den 17. Februar 1600.“

Thomas Campanella war, wie Bruno, Dominikaner; er kämpfte mit gleichem Eifer gegen Aristoteles, doch sein Platonismus ist schon besonnener; seine eigenen Zwecke stehen ihm klarer vor Augen, und gleichwohl ist die Reform, welche er beabsichtigt, noch umfassender. Voll Begeisterung für das Gute,

bekämpft er die moralischen und politischen Doktrinen Machiavelli's; eingekerkert, verteidigt er das System des Kopernikus und schreibt eine Apologie Galilei's, während die Inquisition demselben den Prozeß macht. Campanella's Philosophie ging nie über das Christentum hinaus; er griff die Kirche nicht an, sondern verherrlichte sie, wo er konnte. Doch es scheint, daß er vor Plato und Thomas Aquinas, deren Schriften er besonders studierte, einen so tiefen Abscheu vor der Tyrannei und eine so große Vorliebe für eine auf Philosophie und Tugend gegründete Staatsverfassung überkommen hatte, daß er sein Vaterland von der Despotie der Spanier zu befreien suchte und in den Klöstern und Burgen von Kalabrien eine Verschwörung anzettelte, deren unglücklicher Ausgang für ihn der Beginn zahlloser Verfolgungen und Leiden wurde. Zwar ruht auf dieser Verschwörung noch immer einiges Dunkel. Campanella's neuester Biograph, Baldacchini aus Neapel^{*)}, hat in allen Archiven die Akten über den Prozeß seines berühmten Landsmannes vergeblich gesucht; doch scheint sich selbst aus den Zeugnissen der Feinde Campanella's zu ergeben, daß sein Unglück durch seine politischen Bestrebungen veranlaßt wurde. Er selbst schildert seine Leiden in der Vorrede seiner Schrift gegen den Atheismus folgendermaßen:

Ich bin in fünfzig Gefängnissen eingekerkert gewesen und habe sieben Mal die härteste Folter ausgehalten. Das letzte Mal bin ich vier Stunden lang gefoltert worden. Mit Stricken, welche mir die Knochen beinahe zerbrachen, fest zusammengeschnürt, die Hände auf den Rücken gebunden, wurde ich über ein scharf zugespitztes Holz gehängt, welches mir den sechzehnten Theil meines Fleisches aus dem Leibe gerissen und zehn Pfund Blut entzogen hat. Nur durch ein Wunder wurde ich nach sechsmonatlicher Krankheit geheilt. Fünfzehn Mal bin ich vor Gericht gezogen worden. Beim ersten Male fragte man mich, wie ich das wissen könne, was ich nie gelernt habe, ob ich einen Teufel in meinem Dienste hätte. „Um das zu erfahren, was ich weiß“, antwortete ich, „habe ich mehr Del gebraucht, als ihr Wein getrunken habt.“ Ein andermal klagte man mich an, daß ich der Verfasser der Schrift *De tribus impostoribus* sey, welche dreißig Jahre vor meiner Geburt gedruckt worden ist. Ferner sollte ich mich zu Demokrit's Philosophie bekennen, ich, der ich Bücher gegen Demokrit geschrieben habe; ich sollte verbrecherische Ansichten gegen die Kirche hegen, ich, der ich in einer besonderen Schrift gezeigt habe, daß kein Philosoph eine Republik hätte erfinden können, welche mit der von den Aposteln zu Rom gestifteten zu vergleichen wäre. Auch ein Keger sollte ich seyn, ich, der ich einen Dialog gegen die Keger unserer Zeit verfaßt habe. Endlich sagte ich, als ich Aristoteles bekämpfte, welcher die Welt für ewig und unveränderlich erklärt, es geschehen Zeichen an Sonne, Mond und Sternen, welche hiergegen sind, und deshalb klagte man mich als Keger und Aufwiegler an, und ich wurde wie Jeremias dorthin geworfen, wo weder Licht noch Luft hindringt.

Banini steht unter Bruno und Campanella. Er besitzt weder die großartige Phantasie des Ersteren, noch die Kraft und Begeisterung des Letzteren, und entbehrt zugleich den Ernst beider. Er war, wie sie, Neapolitaner, doch wurde er dem idealistischen Geiste Groß-Griechenlands ungetreu und gehört vielmehr der Schule von Bologna an. Er ist erklärter Anti-Platoniker und eifriger Bekämpfer der aristotelischen Lehre, wie sie von Averroes und Pomponatius interpretirt worden ist. Einbildungskraft und Geist zwar finden wir in ihm, doch beide nur in dem Grade, in welchem ihre Vermischung so leicht zu Inkonsistenzen führt, und diese Inkonsistenzen finden wir in seinen Schriften wie in seinen Handlungen; doch steht er seinen beiden Landsleuten wenigstens durch seine Kühnheit und seine Leiden gleich.

Ein so allgemeines Urtheil glauben wir begründen zu müssen: denn Banini ist noch ein Problem, über welches man zahlreiche Abhandlungen voll der verschiedensten Hypothesen veröffentlicht hat. Man spricht mit Abscheu von dem Scheiterhaufen, der am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Toulouse errichtet worden; man flucht den Richtern, man beklagt das Opfer, doch man weiß noch nicht, weshalb es verdammt wurde. Dasselbe Dunkel, welches auf dem Prozeß Campanella's und Bruno's liegt, verhüllt auch noch die Verurtheilung Banini's. Das Parlament von Toulouse hat sich wohl gebüet, die Akten eines so gebäffigen Schrittes zu veröffentlichen. Kein einziges authentisches Zeugniß ist noch bekannt worden, und man besitzt nur die Erzählung eines nicht unparteiischen Berichterstatters, der unter Banini's Richtern saß. Doch ist es uns gelungen, neue Zeugnisse aufzufinden und besonders ein wichtiges offizielles Aktenstück zu erlangen, wodurch es uns möglich ist, bedeutende Aufschlüsse über die Veranlassung zu Banini's traurigem Schicksal zu geben.

Zuerst betrachten wir seine Schriften. Aus denselben erhellt, daß Banini zu Laurisano bei Neapel geboren ist, daß seine Mutter Beatrice Lopez de Roguera und sein Vater Giambattista Banini hieß. Sein eigentlicher Vorname scheint Lucilio gewesen zu seyn, doch nennt er sich in seinen Schriften stets Julius Cäsar. Er studierte zuerst in Neapel, dann in Rom und Padua. Unter den Lehrern, deren Vorlesungen er besucht hat, nennt er besonders die beiden Karmeliter Bartolomeo Argatti und John Bacon mit Auszeichnung. Darauf durchreiste er fast alle Länder Europa's, in denen damals Philosophie getrieben wurde. Er spricht von seinem Aufenthalt in Deutschland, Holland, Belgien, zu Genf, in England und hielt sich in Frankreich einige Zeit zu Lyon und Paris auf, ehe er seine verhängnißvolle Reise nach Toulouse unternahm.

In Lyon gab er 1615 seine erste Schrift heraus, das Amphitheater der ewigen Vorsehung, „gegen die alten Philosophen, die Atheisten, die Epikuräer,

Peripatetiker und Stoiker gerichtet von Julius Cäsar Banini, dem Philosophen, Theologen und Doktor beider Rechte.“ Das Buch ist seiner Excellenz dem spanischen Gesandten am römischen Stuhle, Franz de Castro, gewidmet. Zwei geistliche Censoren, der General-Bisarius des Erzbischofs von Lyon und ein Professor der Theologie, Prediger und Abgeordneter des Erzbischofs, erklärten, daß Banini's Werk nichts enthalte, was der katholischen Kirche entgegen sey; ja der Letztere findet sogar ein kraftvolles und gewandtes Raisonnement darin, welches auf die heiligen Lehren der angesehensten Theologen sich gründe.

In der That enthält dieses Werk dem äußeren Anschein nach nichts, was dem Katholizismus zuwider wäre. Sobald Banini auf die Religion zu sprechen kommt, ist er ihr entschiedenster Verteidiger. In der Vorrede erwähnt er eine von ihm verfaßte Verteidigung des mosaischen und christlichen Gesetzes gegen die Physiker, Astronomen und Politiker, und eine Verteidigung des Tridentiner Konzils gegen die Keger. Beide Schriften sind verloren, wenn sie überhaupt je vorhanden waren. Er nennt sich den Sohn der heiligen Mutter der katholischen Kirche, giebt vor, in England seines Glaubens wegen verfolgt worden zu seyn, und verteidigt die Gesellschaft Jesu, welche er das Palladium der römischen Kirche, die Stütze aller Religionen und den rettenden Anker des Menschengeschlechts nennt. Störend ist, wenn man die Schrift liest, nur der übertrieben emphatische Ton derselben, und man glaubt hinter demselben oft eine übel verhüllte Ironie zu erkennen.

Banini ist ein leidenschaftlicher Gegner der scholastischen Philosophie; er greift sie fortwährend an, sucht sie lächerlich zu machen und schont selbst Albert den Großen und Thomas von Aquino nicht. Ihre Lehrsätze nennt er Hirngespinnste, welche aus der Unwissenheit entsprungen und durch den Eigensinn und die Thorheit genährt sind. Hier finden wir die Betrachtung, mit welcher das siebzehnte Jahrhundert auf das Mittelalter zurückblickt. Mit gleicher Geringschätzung spricht Banini von Cicero und von Plato, „dem alten Weibe“; doch Aristoteles nennt er seinen göttlichen Lehrer, das Haupt der Philosophen, den Diktator aller Wissenschaften und das Orakel der Natur. Er gesteht, daß er in der Schule John Bacon's, des englischen Karmeliter's und Herrschers der Averroisten, gelernt habe, auf das Wort des Averroes zu schwören, und nennt auch Petrus Pomponatius den genialsten der Philosophen, von welchem Pythagoras sagen würde, daß die Seele des Averroes in seinen Körper gewandert sey. Diese Sprache ist der des Petrus Ramus, Giordano Bruno und Campanella rein entgegengesetzt; doch begegnet sich Banini mit dem Letzteren in der Bekämpfung Machiavelli's, den er das Haupt der Atheisten nennt.

(Fortsetzung folgt.)

Asien.

Die alte und die neuere Schiffahrt der asiatischen Völker.

(Schluß.)

III. Hindus.

Lassen wir jetzt die arabischen Seelente ihren Häfen wieder zusteuern und bleiben wir an den Küsten Indiens zurück, so wird es uns bald klar werden, daß die Hindus in der Schiffahrtskunde den Arabern sehr untergeordnet sind. Die sonst so reiche Sanskritsprache und ihre noch lebenden Töchter besitzen äußerst wenige auf das Seewesen sich beziehende Ausdrücke, und der nautische Sprachschatz der Laskaren (indische Matrosen) ist ein buntes Gemengsel indischer, persischer, arabischer, portugiesischer und englischer Wörter. Ihre erste Theorie haben sie, besonders an der Westküste, den Schiffern der beiden Golfe abgelernt, die Praxis aber, wenigstens die künstlichere, den Europäern. Die Eingebornen von Sind, Guzerate, Cambaya sind frühzeitig Matrosen und Freibeuter gewesen. Ihre alten Fahrzeuge, *Baggerow's* genannt, besaßen sie immer mit den Arabern gemeinschaftlich, und es ist schwer, zu sagen, welchem von beiden Völkern die Ehre ihrer Erfindung zukommt. Gehen wir weiter nach Süden, so bietet sich uns, besonders in Bombay, eine Art von Küstenfahrzeug, das schnell segelt und bis an 200 Tonnen faßt. Die eingebornen Kaufleute des Hafens bedienen sich dieser Schiffe, um die Erzeugnisse des Küstenlandes von Keisch bis Kap Komorin einzunehmen: man nennt sie *Patamar*. Bei 75 Fuß Länge, 20 Fuß Breite und 11—12 Fuß Tiefe entfalten diese hübschen Schiffe zwei große lateinische Segel. Der Tandel oder Patron hat ein Duzend Laskaren unter seinen Befehlen. Wenn die von dem Sahis-Gebirg aufgefängenen Nordostwinde wehen, verläßt das *Patamar* den Hafen von Bombay mit einer Ladung Salz, oder es läuft wieder ein mit Kokosnüssen, trocknen Rüben, aus denen man den Saft gepreßt hat, Del, Sandelholz, Pfeffer u. s. w. Auf ihren Fahrten hängen diese Schiffe so weit über, daß man die Kühnheit ihrer Matrosen nur rühmen kann. Hat der indische Seemann auch nicht den Muth, der zu langen Fahrten spornet, so besitzt er doch wenigstens die Unererschrockenheit des Fischers und des Piloten. Während der schönen Jahreszeit, im Januar, Februar und März, verstehen es diese Küstenfahrer, die Land- und Seewinde geschickt zu benutzen, je nachdem sie in die Baten einlaufen oder in die hohe See gehen wollen. Auf dieser ganzen gebirgigen Küstenstrecke giebt es keine Fahrstraßen; der Transport der Waaren kann also nur zur See stattfinden, und er ist bedeutend, da dieser Theil der Halbinsel viel mehr hervorbringt als die Küste Koromandel. In unruhigen Zeiten gab es bewaffnete *Patamars*, die europäischen Handelsschiffen auflauerten, um sie zu plündern; aber seit Erfindung der Dampfschiffe ist die Seeräuberei ein eben so unverlässiges als gefährliches Gewerbe geworden, und außerdem kennen die Hindus tausend Mittel, im Kleinen zu helfen.

Bei seiner Stärke und Festigkeit kann das *Patamar* den Windstößen des

^{*)} Vita e Filosofia di Tommaso Campanella, da Michele Baldacchini. 2 Bände. 1840 und 1843.

südwestlichen Monsun gut widerstehen; dagegen findet man in jener Zeit der Regen- und Gewitterstürme längs des Flusses von Baipuhr andere Küstenfahrer vom zweiten Range, die auf den Strand gezogen sind. Diese heißen Panjani Mantische (Schiffe von Panjani). Ihr Name erinnert an jenes alte Piratennest, von dem heutzutage kaum noch die Rede ist. Die Mannschaft besteht aus Mopilai's (s. oben), unter dem geistlichen Einflusse ihres Tanguls oder Ober-Priesters, der seit Jahrhunderten in derselben Stadt wohnt. Ihre Schifffahrten beschränken sich darauf, daß sie die verschiedenen nutzbaren Dinge, die man vom Kokosbaum und seiner Frucht gewinnt, den aus Palmen gewonnenen Branntwein und ihre breiten fächerartigen Blätter, womit die Fischer und die armen Bauern ihre Hütten decken, in den Umgebungen der Bai von einem Orte zum anderen bringen. Auf dieser ganzen, von Völkern verschiedenen Ursprungs bewohnten Küste haben sich tausenderlei Zweige des Handels und der Betriebsamkeit entwickelt, auch die Transportmittel sind sehr verschiedener Art, indem hier ein beständig dräuender Jellentriff breite und starke Fahrzeuge nöthig macht und dort innere Kanäle (baen-water), die ein enges und ziemlich tiefes Bett haben, den bedeckten Gondeln und gewissen länglichen Barken (snake-boats) gestatten, ihre Fracht auf hundert Umwegen aus einem Dorf ins andere zu schaffen. In diesem so großen und einst zu einem Glauben sich bekennenden Lande giebt es so viele verschiedene Völker, die ihre besonderen Sprachen bewahrt haben und ihre besonderen Erwerbszweige pflegen! Was Ceylon betrifft, so ist dies ein Land für sich, und man erkennt es bald als ein solches, wenn man die langen, felsam geformten und malerischen Piroguen der Eingebornen sieht, die ins hohe Meer rudern, um den vorübersegelnden Europäern Ketten von unechten Steinen, Tabaksdosen, Messer und anderen Tand von ihrer Arbeit anzubieten. Auch kauft man sich gern ein kleines Andenken an jene Insel, den kostbarsten Edelstein der britischen Krone, so reich ob ihres Elfenbeins, ob der Gewürze ihrer Ebenen und Hügel, ob der Perlen an ihren Gestaden.

Wenngleich schon in sehr früher Zeit Schiffer aus Oman und Jemen, den Strichwinden, deren periodische Wechsel eine leichte Rückkehr verbieten, instinktmäßig folgend, bis nach Ceylon sich wagten, so darf man wenigstens vermuthen, daß sie schwerlich über diese Insel hinausgesegelt; denn sie war unter den Namen Sarandib, Lanka und Ling-schan^{*)}, womit Araber, Hindus und Chinesen sie belegten, ein bezaubertes Land, der Schauplatz von Kämpfen, welche eine Menschenwerdung Wischnu's den bösen Geistern lieferte, und der vorübergehende Aufenthalt Buddha's. Kein Wunder, daß die außerordentliche Fruchtbarkeit ihres Bodens sie Einigen als das wahre irdische Paradies des Alten Testaments erscheinen ließ. Bei allen diesen Herrlichkeiten hat Ceylon seine Gefahren, seine verborgenen Steinklippen, sein „Bis hierher und nicht weiter“, das Gott zu den Menschen wie zur Woge spricht, bevor es ihm gefällt, neue Bahnen zu öffnen. Die Küste Koromandel scheint also nicht, wie die malabarische, ein nachbarliches Vorbild gehabt zu haben; die nautische Kunst wird vom persischen Meerbusen bis zu der Meerenge Manaar immer schwächer, und haben wir Ceylon umschifft, so finden wir sie in ihrer Kindheit. Längs dieser im Allgemeinen sandigen Ostküste Indiens, die weniger gesegnete Kokosbäume als magere Palmen hervorbringt und ohne Häfen ist, würde man vergebens den Ort suchen, wo eine Seestadt hätte gedeihen können. Die Barken, Doni's genannt, sind eben so schlicht und ärmlich wie die Fischerhütten. Sie bleiben auf dem Trocknen, wenn es stürmt; und wie könnten sie auch mit ihrem flachen Boden, der besser geeignet ist, das Fahrzeug am Sande scheitern zu machen, als es über die empörte Woge zu tragen, dem wüthenden Ocean Trost bieten? Von vier Segeln getrieben, die ein einziger, von einigem ungleichen Tauwerk unterstützter Mast trägt, bald bis zum Rande mit Reis und Kokosöl beladen, bald kaum vier Fuß tief im Wasser gehend, um ohne Hemmnis über die Sandbänke der Meerenge hinweggleiten zu können, fährt das Doni von den Küsten Ceylons nach Karikal, von Pondichery nach Madras; der Wind in seinem Rücken zwingt es, einen Weg rasch zurückzulegen, der ihm auf seiner Rückkehr ungemein sauer wird. Seine schlechte Bauart giebt ihm zu einer Fahrt gegen den Wind nur geringe Befähigung; es giebt Tage, an welchen die Stärke der Strömungen dem Doni kaum drei bis vier Miglien weit vorzurücken gestattet; allein der Pilot macht sich die schwächsten Landwinde zu Nuze; am Abend wirft er, dem Ufer möglichst nahe, seinen Anker aus: ein gekrümmtes Stück Holz, an welches ein paar dicke Steine befestigt sind; sodann wirft er eine Handvoll Sand und Federn ins Wasser und berechnet die Stärke der Strömung nach der Schnelligkeit, womit der schwimmende Körper von dem untersinkenden sich entfernt. Nach diesem Versuche geht er wieder unter Segel, je nachdem ein mehr oder weniger fühlbarer lauer Wind von der durch die Sonnenstrahlen erwärmten Küste sich erhebt, und steuert in die hohe See, um vor Anbruch der Morgenröthe die Lage des Schiffes zu verändern. Bei Tage sind die Pagoden, denen er gern sich nähert, seine liebsten Leitsterne. Madras ist der Hafen der Doni's; dieser großen Stadt bringen sie die Erzeugnisse der Nachbar-Provinzen, während die Frachtwagen aus Landschohr zu Lande ein Gleiches thun.

Die beständige Brandung an der Küste Koromandel hat den Fortschritten der dortigen Schiffahrtskunst große Hindernisse entgegenzusetzen müssen. Da es eine Unmöglichkeit war, mit bloßen Rähnen und selbst mit Piroguen über diese furchtbare Schranke hinwegzukommen, so haben die dortigen Fischer und

Seeleute ihr Katimaron und ihre Schellinga immer nach demselben Muster bauen müssen. Das erstere ist nur eine einfache Flöße aus drei oder vier zusammengefügteten Bohlen, an den Enden etwas erhöht, auf welcher höchstens zwei-Männer knieend oder kauend rechts und links kurze Ruder handhaben. Wüthet die Brandung recht arg, so stürzt sich der Makua oder Schiffer frisch hinein, theilt den brausenden Wasserschwalm mit seinen Armen, schwimmt seiner Flöße nach, wenn sie umgeworfen ist, und bahnt sich kühn einen Weg zu dem großen Schiffe, wohin er eine Botschaft bringen soll. Während der Kriege haben die Katimarons manchen wichtigen Dienst geleistet: ein verlässiger Fischer empfing die Geldsummen oder Depeschen, die an irgend einem vom Feinde überwachten Ort gelangen sollten; er band erstere an seine Balken und steckte letztere in einen Knoten von Bambus. Dank der Farbe des Mannes und seiner Flöße, verrieth nichts im Finsternen den geheimen Courier, der, wenn man ihm ja einmal hart zusehte, immer noch von der Flöße in die Klüften springen, an die Küste schwimmen und in den Wäldern sich bergen konnte. Madras und Pondichery haben fast keine anderen Fahrzeuge zum Fischfang; in letzterer Stadt, wo man einige Küstenfahrer sieht, spannt das Katimaron bei festlichen Gelegenheiten sein Segel auf; wenn ein neuer Statthalter ankommt, empfängt ihn eine Schaar dieser kleinen Flöße, mit der französischen Flagge geschmückt, und giebt ihm das Geleite bis ans Land. — Was die Schellinga's betrifft, so sind dies keine Küstenfahrer; allein ihre Bauart ist darum merkwürdig, weil sie, noch einfacher als die Piroguen der Estimo's, ganz aus Lagen zusammengefügteter Bretter bestehen. Vermöge ihrer Elasticität bietet die Schellinga den empörten Wogen Trost; man sieht sie abwechselnd auf den Häuptern derselben tanzen und wieder in einen Abgrund tauchen, der sie zu verschlingen scheint. Man darf annehmen, daß die Paria's, die diese Fahrzeuge so geschickt zu lenken wissen, in günstigeren Gewässern vortreffliche Matrosen abgeben würden.

Durch den wunderbaren Aufschwung aller Handelszweige in der Hauptstadt des britischen Indiens angeregt, zeigen die Anwohner der Ganges-Mündungen einen lebendigeren Sinn für Seefahrten. Ohne, gleich den Arabern, große und schöne Schiffe zu besitzen, die ihren kleinen Reisen und dem geringen Gewinn, den sie machen, gar nicht angemessen seyn würde, durchkreuzen sie den Meerbusen von Bengalen in seiner ganzen Ausdehnung; mit Sloop's, Goeletten und Brigg's von ziemlich starkem Tonnengehalte besuchen sie Madras, Ceylon und Pegu in Hinterindien. Unter diesen Fahrzeugen, die Schulia's oder Paria's heißen, sind einige am Ganges, zu Islamabad, in Häfen des Birmanenlandes gezimmert, oder es sind englische Schiffe, die ihre ersten Besitzer veräußert haben, weil sie baufällig geworden. Der ökonomische Hindu kauft an einem von ihm gekauften Schiffe mit seltener Geduld so lange, bis keine Plank mehr an der anderen hängen will; er nimmt weislich mit dem einfachsten Segelwerk fürlieb und läßt die Reffe, die Bramsegel u. s. w. als unnütz hinweg, um nur seine Mannschaft nicht vermehren zu müssen. Die englischen Lootsen sind für ihn, wie sich von selbst versteht, nicht vorhanden, und er vermeidet die Gefahren des Golfes, so gut er kann, mag er nun auf seine eigene Erfahrung sich verlassen oder der Spur irgend eines europäischen Schiffes folgen. Der britischen Zucht unterworfen, sind die Laskar's verständig und unerschrockene Seeleute, die der Pfeife ihres Hochbootmannes ersaumlich flink Folge leisten; die Schulia's gehören zum selben Stamme, da aber jener Antrieb, jene Leitung von oben ihnen fehlt, sind sie feig und langsam. Zu gering an Zahl, um ihre Schiffe gehörig zu handhaben, zu schwach, um einen feindlichen Angriff bestehen zu können, fliehen sie schon aus weiter Ferne vor einem fremden Segler, dessen Mannschaft sie vielleicht ohne Umstände ihres Vorrathes an Reis und gedörrten Fischen berauben könnte, oder ihres Wassers, das sie in großen irdenen Krufen an den Fuß der Masten binden. Kenntniß des Kompasses ist unter ihnen sehr selten; die Lenkung des Schiffes ruht ganz in den Händen zweier Steuerer, die einander ablösen und, wenn man einem Lande sich nähert, auch die Functionen des Lootsen verrichten.

Trankabar, Sabras, Masulipatam, Piple, Balassohr, alle diese einst blühenden Städte werden jetzt von Schulia-Schiffen besucht; da, wo der gesunkene Handel die christlichen Kaufleute nicht mehr hinruft, kommen die Hindus und halten ihre Stoppellese. Man gewahrt sie auch zu Pondichery, zu Madras, und besonders am Ganges, bei Kalkutta, wo ihre Hauptstation ist. Die schlimme Jahreszeit zerstreut sie, gleich den Küstenschiffen, in ihre Häfen; die, welche nach Bengalen zurückkehren, versuchen Schleichhandel mit Salz, indem sie auf der Seite von Orissa durch gefährliche und eben darum wenig betretene Pfade in den Fluß schlüpfen; allein die Wachsamkeit der dreimastigen Goeletten, trefflicher Segler, die bewaffnete Zollbeamten an Bord führen, vereitelt gewöhnlich ihre Versuche. Wenn die heftigen Windstöße aus Südwest die Umkehr des Monsun ankündigen, haben die Fahrten der Schulia's im ganzen Golf ein Ende, also gerade in der Epoche, wo die Schiffahrt der Europäer lebhafter wird; jede Schiffs-Mannschaft bringt ihr Fahrzeug unter den Kokosbäumen ihres Dorfes vor den Ueberschwemmungen in Sicherheit. Während die Aernde unter dem Einflusse eines wohlthätigen Regens heranreift, bauen Krähen ihr Nest in den Mastkörben, der Hühnergeier wählt die entblösten Segelstangen zu seinem Aufenthalt, und der Schulia-Matrose scheidet in seiner Hütte an den Segeln. Glücklicher als der europäische Seemann, hört der indische ohne Anruhe das tobende Gewitter, den heulenden Sturmwind; er hat sie vorhergesehen und es für klug gehalten, ihnen nicht die Stirn zu bieten. Jedes Jahr kehrt er in seine Hütte zurück, verzehrt seine Früchte und baut sein Feld.

Die Hindus haben also, gleich den Arabern, ihre großen Schiffe; allein sie sind schlecht ausgerüstet, schlecht bemant und oft so abgenutzt, daß sie

^{*)} Lanka ist der einheimische Name; von den Hindus erhielt die Insel den Namen Singhala (d. i. die Löwenbegabte), welches Wort in Silan (Ceylon) verämmelt worden. Bei den Chinesen heißt sie jetzt Sylan; in älterer Zeit wurde sie gewöhnlich, mit Anspielung auf die Bedeutung des Sanskritnamens See-tsee-tuo (das Löwenland) genannt. Ling-schan heißt Insel Ling (für Lanka). A. d. U.

an allen Seiten Wasser einlassen. Wir sprechen jetzt von Fahrzeugen, die Schiffer von der Küste zu Erbauern oder wenigstens zu Besitzern und Steuerern haben, und nicht von den schönen sogenannten country-ships, deren Eigentümer Gebern (Parfen), Armenier, Muselmänner und reiche Birmanen sind und die unter der Leitung portugiesischer oder englischer Capitaine alle Häfen von Asien besuchen. Das unabhängige Arabien treibt seinen Handel selbst; Indien aber, als fremden Beherrschern unterworfen, überläßt einer mächtigen Nation seine wichtigsten Geschäfte; es bleibt ihm nur der kleine Gewinn, welchen der Küstenhandel abwirft. Noch heutzutage, wie in den Römerzeiten, verkauft es seine Erzeugnisse, statt sie in weite Ferne zu tragen, an denjenigen, der von selber kommt und sie abholt.

Italien.

Die öffentlichen Denkmäler von Mailand.

In der Absicht, dem Kongreß italienischer Gelehrten, welcher im September dieses Jahres zu Mailand stattfinden wird, eine anziehende Inauguration darzubieten, beschloß das lombardische Institut, dem berühmten Cavalieri ein Denkmal zu errichten. Der Magistrat der Stadt, der für dieses Unternehmen fünfhundert Antheile unterzeichnete, hat außerdem zur Ausführung eines Denkmals, das einige Bürger dem Grafen Pietro Verri errichtet wissen wollten, hundert Antheile votirt. So wird die Hauptstadt der Lombardei innerhalb eines Jahres in ihren Mauern zwei neue Denkmäler emporsteigen sehen, die ausgezeichneten Mitbürgern gewidmet sind, von denen der Erstere bis jetzt nur eine unscheinbare Perme, der Andere aber gar kein Monument hatte. Ein so löblicher und patriotischer Gedanke ließ die Frage entstehen: ob man nun endlich von Mailand sagen könne, daß es dem Andenken seiner berühmten Hingeshiedenen die alte Schuld abgetragen, oder ob noch inskünftige ein neuer Foscòlo mit Recht seine Stimme erheben und über diese Indolenz der so reichen Stadt Klage führen könne?

Zwar besitzt Mailand aus alter Zeit mehrere sogenannte Denkmäler, aber sie repräsentiren nichts weniger, als die Geschichte dieser aus so vielen edlen Kämpfen siegreich hervorgegangenen großen Stadt. Manches derselben haben die guten Mailänder allerdings in der Absicht erbaut, gewisse Begebenheiten, von denen sie Zeugen gewesen, im Gedächtnisse künftiger Generationen zu erhalten. So errichteten sie bald eine Ehrenpforte bei Gelegenheit des Durchzuges einer Prinzessin, die irgendwo Hochzeit feiern wollte; bald erinnerten sie durch einen Denkstein an die Erweiterung einer Gasse, zum bequemeren Durchzuge der Karneval-Masken; oder sie setzten Jemanden eine Reiter-Statue, weil er pflichtschuldigst eine tüchtige Anzahl Kexer den Blammen preisgegeben hatte. Wer wird aber im Ernste annehmen, daß die Geschichte Mailands durch Denkmäler solcher Art würdig dargestellt und geehrt sey? Oder will man das grobe Basrelief, womit ein bekanntes Privathaus geschmückt ist, für ein genügendes Andenken an den lombardischen Bund, jene großartigste politische Schöpfung des Mittelalters, erklären? Und wo findet sich auch nur ein Stein oder ein sonstiges unscheinbares Zeichen, das den entnervten Nachkommen die herrlichen Siege vorbiete, zu denen ein Marco Visconti, ein Carmagnola, ein Piccinino ihre Borältern so oft geführt haben?

Unter diesen spärlichen Stein- oder Marmor-Denkmalern der heimatischen Geschichte sind mehrere obendrein lügenhaft und verdanken schamloser Schmeichelei ihren Ursprung. So z. B. die Säule San Babilo und die Trophäe an der Porta Ticinese mit ihren Inschriften; denn Jedermann weiß, daß die Mailänder den feindlichen Venetianern zu Anfang des 16ten Jahrhunderts keine Niederlage beigebracht haben, und daß der Statthalter Fuentes nicht durch den Kanal von Pavia die Gewässer des Ticino mit dem Po vereinigt hat.

Der Friede, welcher nun schon so lange in Italien herrscht oder auf Italien ruht, hat ihm Muße gelassen, die Gefühle der Dankbarkeit zu nähren und zu pflegen. Geld für Monumente hingeben, ist zwar eine unberechenbar geringfügigere Handlung, als in die Fußstapfen der Männer treten, denen sie gewidmet sind, und deren verkürzte Geister vielleicht zürnend auf das erlahmte heutige Geschlecht herabschauen; allein sie zeugt wenigstens nicht von grobem Egoismus und ist ein Lichtschimmer in Finsternissen, der noch den Glauben an eine Zukunft erhält. Mögen also die Italiäner Monumente errichten, so lange sie nichts Besseres thun können, und seyen sie dabei vor Allem solcher Wohlthäter ihres Vaterlandes eingedenk, an denen deren Zeitgenossen sich schwer verkündigt haben. Es kommen namentlich in der Geschichte Mailands viele solcher Märtyrer vor, von denen wir zwei hier nennen:

Der Erste ist Benno Gozzadini aus Bologna, welcher 1537 Podestà von Mailand wurde. Bekanntlich durfte Keiner dieses höchste Amt in der Republik länger als ein Jahr bekleiden. In dieser kurzen Zeit erfand und vollendete Gozzadini die Ausgrabung des Kanals, der die Gewässer des Ticino bis zu den Vorstädten Mailands führen und sonach dem Handel, dem Ackerbau und den Gewerben die größten Vortheile verschaffen sollte. Die mit der Anlegung des Kanals nothwendig verbundenen Belästigungen erbitterten Leute, welche bis dahin steuerfrei gewesen, und der edle Gozzadini wurde durch verruchten Pöbel in demselben Kanale ersäuft, den er zum Besten seiner Mitbürger hatte graben lassen!

Der Andere ist der Ingenieur Meda, ein Mann, dessen Geist, wie ein Historiker sich ausdrückt, eben so groß war, als das Unglück, das ihn zermalmete. Ihm verdanken die Mailänder zum großen Theile die Wohlthat, den Kanal vollendet zu sehen, der von Mailand bis zum Ticino unterhalb Pavia führt; denn Meda war 1595 Chef der mit dem Projekte beauftragten Kommission; desgleichen den von Paderno, welcher zur Vermeidung derjenigen Strecken der Adda angelegt ist, wo viele Felsenstücke die Fahrt gefährlich machen. Beide Werke sind zwar erst in der neuesten Zeit ganz vollendet worden; aber gründliche Sachkenner haben dargethan, daß die Nachfolger Meda's in der Hauptsache nur seine Pläne ausführten, des genialen Architekten, der aus Gram über die Verleumdungen, die ihn trafen, am gebrochenen Herzen gestorben ist.

(Foglio di Milano.)

Mannigfaltiges.

— Frau von Girardin, L. Kellstab und Grant. In dem Januarheft der Foreign Quarterly-Review befindet sich ein literarisch-kritischer Artikel, der die neuesten, über Paris und dessen Zustände erschienenen Werke bespricht, wie sie durch Frau von Girardin (in ihren „Lettres Parisiennes“) vom französischen, durch Herrn Kellstab (in seinem, unseren Lesern bereits durch eine Notiz, die wir darüber mitgetheilt, bekannten Werke: „Paris im Frühjahr 1843“) vom deutschen, und durch Herrn Grant, den Verfasser der zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommenen „Random Recollections of the House of Commons“, in seiner neuesten Arbeit: Paris and its People vom britischen Standpunkt aufgefaßt werden. Frau von Girardin schreibt, wie man sich erinnern wird, unter dem Pseudonym des „Vicomte de Launay“, aber nicht selten läßt sie die männliche Maske fallen und erscheint in ihrer wahren Gestalt, als seine, geistreiche, mokante und leichtsinnige Pariserin. „Die Lettres Parisiennes“, sagt der Reviewer, „geben ein treffendes Bild des heutigen sozialen Lebens. Geistreich, unterhaltend, maliziös und von echt französischem Witz funkelnd, sind sie an heiteren Anekdoten, glänzenden Schilderungen und glücklichen Wendungen unerschöpflich. Die Satire ist zwar egoistisch und herzlos, fällt aber bei aller Uebertreibung nie aus dem Tone der guten Gesellschaft. Der Vicomte hat zwar keinen Zutritt zu jenen großen, feierlichen Hôtels des Faubourg St. Germain, wo der altfranzösische Adel weilt und von dessen Bezirk die roturo verbannt ist, aber am Hofe Ludwig Philipp's und auf den Ballen des diplomatischen Corps ist er stets willkommen; er tanzt in allen Salons und hat eine Loge in der Oper. Wenn Herr von Castellane eine Privat-Vorstellung arrangirt, so erhält der Vicomte gewiß einen der besten Plätze; wenn die Liebhaber des Jockey-Club ein Wettrennen veranstalten, so ist er selten weit entfernt; er ist mit der Deputirten-Kammer verwandt und hat dort eine mächtige Partei; er hat Gedichte und Schauspiele herausgegeben und verfügt über ein politisches Journal, so daß er alle erforderliche Eigenschaften besitzt, um den zuverlässigsten Chronisten abzugeben. Dichter, Schriftsteller, Künstler — Alle sind dem lebhaften, geschwätigen Pseudo-Vicomte aufs genaueste bekannt; er redet und raisonnirt über Alles, und wenn die Nachahmungen, die seine Briefe hervorgerufen haben, als Maßstab für ihren Erfolg dienen können, so müssen sie eine hohe Popularität erlangt haben.“ — Auf unseren deutschen Touristen, Herrn Kellstab, und auf seinen eigenen Landsmann, Herrn Grant, ist der Reviewer bei weitem nicht so gut zu sprechen wie auf M. la Vicomte de Launay. „Die Briefe der Letzteren“, meint er, „sind witzig, lebhaft und unweise (unwise); unweise sind auch die Produkte des Deutschen und des Engländer's, aber auf den Witz und die Lebhaftigkeit der Französin haben sie auch nicht den entferntesten Anspruch. Diejenigen, welche sich die Mühe nehmen, die beiden Schriftsteller Grant und Kellstab zu vergleichen, werden eine auffallende Aehnlichkeit der Gesinnung und a prodigious talent at commonplace in ihnen finden. Kellstab's Empfehlungsbriefe verschafften ihm die Bekanntschaft einiger literarischen Celebritäten; er besucht sie, trifft sie zum Theil nicht zu Hause und benützt seine Fahrt im Mieths-Kabriolet, um uns den Tarif und die charakteristischen Eigenschaften dieser Fuhrwerke mitzutheilen. Er geht nach der Oper und wird gequ coastet; er besucht die Karnevals-Bälle und ist entrückt; er lebt in Paris und wünscht sich nach Berlin zurück. Sein Buch ist mit Details angefüllt, die dem englischen Leser höchst komisch erscheinen; aber wir leben unter Gemeinplätzen, und wir hören gern von Dingen erzählen, die wir täglich sehen. Das Buch des Herrn R. wird dem Leser Alles sagen, was er schon weiß, und wenn er nichts Neues daraus erfährt, so kann er sich wenigstens nach der Lectüre desselben mit der Idee schmeicheln: „Auch ich hätte Schriftsteller werden können!“ — Das ist allerdings ein hartes Urtheil, viel härter als das harmlose Buch es verdient, das selber von sich sagt, daß es nichts Neues zu bringen die Präntension habe; aber noch viel schlimmer als unserem geschätzten Mitbürger ergeht es dem unglücklichen Grant unter der Zuchtthe jenes Aristarchs der englischen Presse. Der Verf. von Paris and its people wird als unbesserlicher blockhead und Ignorant bezeichnet, und nach den von der Review gegebenen Proben seines Nachwerks zu urtheilen, mögen diese Ehrentitel nicht ganz unerdient seyn. Wie es scheint, brachte er höchstens sechs Wochen in der französischen Hauptstadt zu, ohne auch nur die Anfangsgründe der Landessprache zu kennen, und unter diesen Umständen ist es allerdings nicht zu verwundern, wenn sein Bericht über Pariser Sitten und Zustände an Ungereimtheiten und Mängeln jeder Art laborirt.